



Wittmann, Lutz (2020). Trauma. Psychodynamik – Therapie – Empirie Stuttgart: Kohlhammer.

Michael B. Buchholz (Göttingen/Berlin)

Um die Zukunft der Psychoanalyse, so scheint es, müsse man sich Sorgen machen. Zugleich jedoch entstehen eine Reihe von Texten, die der Psychoanalyse ihren Ort im 21. Jahrhundert zuweisen wollen. Und dies auch können – gestützt auf klinische Sensibilität und Fähigkeit zur Empathie, auf ausgewiesene Kompetenz in der Durchführung und Beurteilung empirischer Studien, sowie auf Mitgefühl für das Leiden der Menschen, die unter Gewaltd Krisen schwer leiden.

Das Buch von Lutz Wittmann nimmt in dieser Gemengelage eine exponierte Stellung ein. Zunächst hat man beim Lesen den Eindruck, dass es der Psychoanalyse eine Zukunft als Trauma-Therapie einräumt – und das stimmt auch, ist aber nur *ein* Teil seiner Botschaft. Ein anderer Teil ist, dass die klinische Kompetenz der Zukunft sehr wohl in der mehr als 120-jährigen Vergangenheit der Psychoanalyse verankert ist und daraus ergibt sich eine dritte Botschaft, dass vieles von dem, was von Wittmann als *mainstream* der Trauma-Forschung kenntnisreich beschrieben wird, auf unausgewiesenen Entnahmen aus dem psychoanalytischen Theoriefundus beruht. Manche bedienen sich still und leise bei der Psychoanalyse – und beschimpfen sie zugleich lautstark. Kurz, die Psychoanalyse hat durchaus eine Zukunft, gerade in der Stärke ihrer empirischen Basierung. Solche Studien bilden neben der klinischen Auseinandersetzung mit der Behandlung von traumatisierten Menschen ein Zentrum dieses Buches, ein anderes die Auseinandersetzung mit der Behandlung von traumatisierten Menschen.

Im 1. Kapitel werden Krieg und Völkermord als «Schulzimmer der Psychotraumatologie» gesehen – und das stimmt. Die Entsetzlichkeiten der Gewaltexplosionen v. a. des 20. Jahrhunderts haben eine Unzahl von schwer Traumatisierten hervorgebracht, die mit dem Erlebten, aber nicht zu Verarbeitenden leben müssen und therapeutische Hilfe brauchen. Das 2. Kapitel schildert die Entwicklung von Traumatheorien, sowohl im DSM als auch innerhalb der Psychoanalyse. Es bereitet den Boden durch sorgfältige Differenzierungen vor, indem Wittmann die Frage der Objektivität des Traumas und der subjektiven Trauma-Verarbeitung, der Persönlichkeit und der Repräsentationen untersucht. Ihm kommt es darauf

an, den sozialen Prozess statt des Ereignisses zu beschreiben, etwa in der Art, wie eine vergewaltigte Frau *nach* dem Ereignis aufgenommen und behandelt wird; empirische Studien belegen dann, dass eine entscheidende Einflussgröße darin besteht, wie das Trauma verarbeitet wird. Eine sozial-relationale Zwei-Personen-Psychologie ist für Wittmann das grundlegende Bezugssystem.

Das 3. Kapitel referiert in grosser Kenntnis empirische Befunde, zeigt, wie die Forschung Details untersucht und bereitet das 4. Kapitel zur Evidenzlage der psychodynamischen Traumatherapie vor. Sie ist viel besser als erwartet und Wittmann ironisiert oft subtil, wie wenig der *mainstream* nicht-psychoanalytischer Forschung weiss und überblickt, was alles aus der psychodynamischen Tradition ererbt ist; und er kann auch zeigen, dass es tendenziöse methodische Verrenkungen gibt, die die psychodynamische Tradition völlig zu Unrecht ins Abseits stellen wollen, auch, um die eigenen Entnahmen aus dieser Tradition zu kaschieren.

Die eigentliche psychodynamische Traumatherapie wird dann konsequent an konzisen Fallbeispielen beschrieben. Wittmann macht klar, dass gerade keine besonderen «Parameter» erforderlich sind. Die Suche nach einer «besonderen Trauma-Behandlungstechnik» wird eher aus einer ungeklärten «methodischen» Gegenübertragung gespeist, bei der gleichsam die «Gerüchte» über Traumatherapien im Vordergrund stehen. Nicht die Analyse des Spiels von Übertragung und Gegenübertragung rückt damit ins Zentrum der therapeutischen Arbeit, sondern «das Trauma», von dem man grundlos annimmt, dass es ausserhalb einer Beziehung behandelt werden könne. Hier kann eine stabile psychodynamische Orientierung helfen. Das 6. Kapitel bespricht Befundlagen zur Dissoziation. Es zeigt in überwältigender Klarheit, dass es nicht die peritraumatische Dissoziation, sondern die strukturelle Dissoziation ist, welche die PTBS auslöst – damit wird ein älterer psychoanalytischer Fund nur erneut bestätigt. Im 7. Kapitel wird das Thema der wiederkehrenden Albträume aufgenommen, eines der quälendsten Symptome, und es wird gezeigt, dass hier, im Zentrum dessen, was Traumatisierte quält, die Forschungslage besonders dünn ist. Schon vorher ist ja gezeigt worden, wie sehr PTBS-Symptome und andere Diagnosen sich überschneiden, wie wenig die Klassifikationen von DSM-V v. a. empirisch stabil sind. Auch hier hilft Psychoanalyse – Traumanalysen nach der Züricher Methode von Ulrich Moser werden vorgestellt und illustrieren die Beurteilungsmöglichkeiten verschiedener Traumtypen für den Zusammenhang der unbewussten Traumaverarbeitung. Das 8. Kapitel stellt die Befundlage zu Trauma und Bindung heraus und illustriert das Konzept des epistemischen Vertrauens in seiner immensen Bedeutung für das Leben in einer Welt, die immer stärker darauf bauen muss,

dass wir denen, die in der Generation vor und neben uns etwas ermittelt, erkannt, dokumentiert, aufgebaut und konstruiert haben, vertrauen müssen – und wenn dies überlebensnotwendige Vertrauen zerstört wird, hat dessen Verlust schwerere Folgeschäden als nur das Trauma.

Jedem Kapitel ist eine vorausschauende Zusammenschau vorangestellt, Hinweise zu weiterführender Literatur werden leserfreundlich und knapp gegeben und auch jeweils drei Fragen formuliert, über die Leser*innen sich durchaus den Kopf zerbrechen sollen. Sie sind teils klinisch bzw. empirisch ausgerichtet und zeugen von immenser methodischer Expertise.

Nur eine Formulierung möchte ich kritisch aufgreifen. Wittmann spricht davon, dass Trauma kein «objektives Ereignis, sondern eine subjektive Verarbeitung» sei. Dies könnte so verstanden werden, als wären letztlich Traumatisierte «selbst schuld». Das ist natürlich nicht gemeint; gerade die anfängliche Diskussion über Gewalt als Kehrseite des Traumas macht ja klar, dass er die objektive Seite nicht ignoriert. Er will der Diskussion der subjektiven Verarbeitung Raum geben und tut dies in einer enormen Subtilität der Verbindung von klinisch-konzeptuellen Aspekten und empirischer Forschung, die wiederum auf klinische Fragen klärend gewendet werden kann.

Das Buch liefert eine Fülle von Einsichten und orientierenden Ausrichtungen in einer unübersichtlichen Diskussionslandschaft. Es besticht durch seine empirische Parteinahme für die Psychoanalyse, die auch hier viel besser dasteht als es Gerüchte wollen, durch klinische Illustration und einen genau überlegten Aufbau, sowie durch einen Überblick, wie man ihn in solcher Reichhaltigkeit selten findet. Es spricht das klinische Herz, den empirisch gestützten Selbstbehauptungswillen der Psychoanalyse und den methodischen Verstand in sehr gut geführter Argumentation an.